ROBERT WELTSCH:

PESSACH UND DIE JÜDISCHE JUGEND.

Vorbemerkung: Nichts Lauteres und Wesentliches soll diese Zeitschrift verschlossen finden. Gedanken, so wunderschön ausgesprochen, wie im nachstehenden Aufsatz, sind der herzlichen Zuneigung auch in andersdenkenden Kreisen gewiß. Darum habe ich ihn nicht zurückgewiesen, obwohl seine Tendenz abseits von jener liegt, die ich mir für die Jugendblätter richtunggebend wünsche. — Einige Worte freundschaftlicher Verteidigung, zu denen die gegen mich gerichteten Stellen zwingen — Gläubigkeit oder Wissenschaft ist die kurze Formel des Gegensatzes — seien einer späteren Stunde vorbehalten. Die heutige Nummer bleibe frei von Auseinandersetzungen.
H. Mg.

Eine unauslöschlich tiefe Weisheit liegt in dem Satz: „Du sollst davon erzählen deinem Sohne . . ."

Durch diesen Bericht vermag die jüdische Jugend erzogen zu werden, von Geschlecht zu Geschlecht. Es gibt keine bessere Ehre für sie.

Pessach ist das Fest der jüdischen Jugend. Die Geschichte vom Auszug aus Ägypten ist der Bericht von der schmerzreichen, glückvollen Geburt unseres Volkes; vom Sieg der Größe über alle Kleinheit, des Geistes über alle Unzulänglichkeit; von der ewigen menschlichen Erneuerung, von der stündlichen Wiedergeburt.

Die Jugend muß wissen, und in diesen heutigen zukunftsschwangeren Tagen sollte man es immer wieder hinausschreien und mehr als zwei Festnächte davon sprechen: Am Anfang unserer Geschichte steht das Wunder der Umwandlung eines Volkes von Sklaven zu freien Menschen. Dieses „Wunder" aber ist das alltägliche Werk des Geistes, das nur die Jugend voll zu erkennen vermag.

Gott hat uns herausgeführt aus der Knechtschaft zur Freiheit: damit wir Freie sind. Nicht etwa unsere Väter hat er herausgeführt, sondern uns. Jeder ist verpflichtet, es so zu sehen, als ob er selbst aus Ägypten gezogen wäre.

Knechtschaft ist der Zustand, in dem der Mensch seiner Selbstbestimmung beraubt ist. Er folgt nicht dem eigenen Willen, sondern ist Werkzeug, Objekt des Willens eines andern, seines Herren, der Gewalt über ihn hat.

Freiheit ist die Möglichkeit der Selbstbestimmung nach eigenem Willen. Aber auch das Wissen um diese Möglichkeit. Freiheit als äußerer, tatsächlicher Zustand ist wertlos; Freiheit als seelischer Zustand ist das Fundament des Menschentums. Denn was hilft alle Lösung der Fesseln, wenn der Mensch weiter gefesselt zu sein wähnt? Was nützt die von Gott verliehene Freiheit, wenn ich selbst mich als Knecht verschreibe? Die Freiheit ist nicht nur ein Fehlen des Zwanges, nicht nur das negative Moment des Handeln-Könnens; sondern sie ist auch

die Voraussetzung zu dem aufbauenden schöpferischen Akt der Entscheidung. Der Freie trägt die Verantwortung für sein Tun und sein Leben; das eben unterscheidet ihn vom Sklaven. Diese Verantwortung von sich abzutun, indem man irgendwelche äußeren Umstände, die „Verhältnisse“ oder die „Entwicklung“ als das eigentlich Bestimmende anerkennt, dem gegenüber ich machtlos bin — ist die eigentliche Sünde am menschlichen Geist; der Rückfall in die Knechtschaft. Rückzug nach Ägypten.

Jeder Mensch ist immer in dieser Gefahr. Er ist zu sehr verstrickt in das materielle Leben, als daß er sich nicht gebunden fühlte; er ist zu sehr beherrscht von seinen Trieben, als daß er sich nicht als ihr Knecht fühlte. Er spürt, wie das Geschehen über ihn hinwegrauscht und sieht sich als ein schwaches Glied in die Kette der Entwicklung gefügt. Das moderne Denken hat dafür sogar allerlei Theorien erfunden, vom Zwang der ökonomischen und sozialen Verhältnisse, vom Zwang der Entwicklung, von den unabänderlichen „Gesetzen“ der Geschichte u. ä. Pessach ist der Tag, wo wir uns daran erinnern müssen, daß alle diese Theorien Lüge sind, Ausgeburten ohnmächtiger Knechtseligkeit, einer Freiheit, die von sich selbst nicht weiß, der tragische Abfall des Menschengeschlechtes von seiner Bestimmung.

Hätten unsere Ahnen vor 4000 Jahren an die Gesetze der Geschichte und an die Macht der ökonomischen Verhältnisse geglaubt: wir wären nie aus Ägypten gezogen.

Und auch damals war das Volk kleinmütig und wollte nicht glauben. Immer wieder verzweifelte es an der eigenen Kraft, an der Möglichkeit, der Widerstände der materiellen Welt Herr zu werden. Immer wieder sagte es: Wären wir doch Sklaven geblieben in Ägypten! Wir können nicht, was von uns gefordert wird. Und über sie alle vermochte ein Mann Sieger zu sein, weil er ganz und gar ein Freier war. Er war gesandt von dem „Ich bin“; er wußte, daß dieser „Ich bin“ das einzige Wesentliche und die stärkste Macht der Welt ist. Und Moscheh, der Gott von Angesicht zu Angesicht geschaut und mit ihm gesprochen hatte, er sah über der jämmerlichen, kleinen, verzerrten, menschenunwürdigen Gegenwart des Volkes das reine Bild seiner großen Zukunft, seines Lebens in Freiheit. Darum proklamierte er über die ganze Menge von Zagenden und Kleinmütigen die Diktatur des Geistes, der das Unmögliche möglich macht. Die ganze Geschichte des Auszugs ist eine Kette von Wundern; von unerklärlichen, dem Verstande unbegreiflichem, so gar nicht in diese naturgesetzlich geregelte Welt passenden Ereignissen. Hätte Moscheh damals einem klugen Mann, wie es die heutigen Professoren und Geschichtsphilosophen sind, seinen Plan enthüllt, er wäre als Utopist oder als Narr verschrien worden, man hätte ihm haarscharf bewiesen, daß es „unmöglich“ ist und daß die Tatsachen und die Verhältnisse es nicht zulassen. Gegen die starke Kultur und Wirtschaft der Ägypter, hätte man gesagt, kann sich das schwache, unzivilisierte, unorganisierte Proletariervolk der Juden nicht erheben.

Aber als die politische Befreiung errungen war, da geschah das Bedeutungsvollere: das Volk, das zur Freiheit der Selbstbestimmung

gelangt war, mußte sich fragen: wie sollen wir leben. Da nun unser Los in unsere Hand gegeben ist, da wir uns selbst die Gesetze zu geben haben: welches ist nun unsere Bestimmung? Da führte Moscheh das Volk vor den Berg Sinai und von dort erscholl, aus Donner und Blitz, das heilige „Du sollst!" Hier erst vollendet sich der Prozeß der Volkswerdung, da sich dem Volk die Idee und der Sinn seines Seins offenbart. Jene Stimme vom Sinai fragte nicht, ob die Erfüllung ihres Gebotes „möglich" sein wird, ob die Verhältnisse und die politisch und wirtschaftlich stärkeren Nachbarn sie zulassen werden. Wieder wäre unser Geschichtsphilosoph aufgestanden und hätte gesagt, daß ein Volk inmitten einer anders gearteten Umwelt so nicht leben kann, daß es abhängig ist von den benachbarten Großmächten, den das jüdische Land zum Gegenstand ihrer Interessen und ihrer Wirtschaftspolitik machen werden. Aber in diesem feierlichen Augenblicke hat eine höhere, unwiderstehliche Macht die Gesetze des Seins vorgeschrieben. Diese Gesetze zu ergreifen, war die freie Tat des Volkes. „Mein erstgeborner Sohn ist Israel", hatte Gott zu Pharao gesagt; „laß meinen Sohn ziehn, damit er mich verehre".

Das Volk aber murrte wider Moscheh und begriff nichts von seiner Sendung. Der Kampf dieses Riesen Moscheh gegen das ungläubige, schwachmutige, ganz und gar nur dem Bedürfnis des Augenblicks verfallene Volk ist eine Tragödie von überwältigender Größe. Moscheh streckte seine Hände aus gegen den Himmel und sie wurden „Emunah", fester Glaube; da waren die Widersacher besiegt durch solche Gewalt. Nur eine kleine Schar entschlossener Jugend stellte sich neben ihn und wagte den Zug in die Freiheit, das große Wagnis, den Sprung ins Ungewisse, in eine selbst zu schaffende Zukunft. Während Moscheh auf dem Berge war, gossen die Juden sich das goldene Kalb, sie wollten das Sichtbare, Greifbare, den „reellen Wert" verehren. Da entbrannte Moschehs Zorn und er zerschmetterte die Tafeln, die die neuen Gesetze des Lebens enthielten. Und als später die Kundschafter von den Mächtigen berichteten, die das Land in Besitz hielten, da wollten die Juden umkehren, und nur die Jugend ließ es nicht zu und wollte doch hinaufsteigen.

Das Volk der Knechtschaft mußte in der Wüste sterben. Erst ein neues Geschlecht, das sich frei fühlte, konnte in das Land ziehen. Die Gesetze vom Sinai sind in seine Hand gegeben und schweben seitdem als ewige, nie verstummende Forderung über der Welt. Mag das Volk oft abgefallen sein, oft sich den Kulturen der mächtigen Nachbarvölker angepaßt haben, immer wieder erwachte in einer Jugend der Wille zur Verwirklichung des wahrhaften Gemeinschaftslebens. Nicht in Ägypten war die einzige Knechtschaft; die ganze jüdische Geschichte ist eine Kette von Rückfällen in die Knechtschaft, und von Geschlecht zu Geschlecht erwacht eine Jugend, die sich ihrer Freiheit besinnt, die es so sieht, als ob sie selbst aus Ägypten gezogen wäre und die die Verpflichtung erkennt, ihr Leben nach eigenem Willen einzurichten.

Darum ist es notwendig, daß unsere heutige Jugend die ganze Nacht sitzen bleibt wie die Weisen in B'ne B'rak und über den Auszug aus Ägypten spricht. Die ganze Größe dieser Erzählung muß

in uns lebendig werden, die wir wieder vor einem Auszug stehen; wieder das beglückende, feierliche, aber auch das Herz zusammenschnürende Bewußtsein haben, ins Ungewisse, in unbegrenzte Möglichkeiten, in die Freiheit zu ziehen.

Wenn wir nach Jerusalem übersiedeln, so ist das nur der Anfang der Freiheit; dort erhebt sich die Frage: wie sollen wir leben? Werden vor uns auch die neuen Tafeln zerbrochen werden wie einst vor unseren Ahnen, und werden wir in die Wüste zurückgejagt werden? Oder werden wir, die Jugend, bebend und ehrfürchtig die Stimme des Geistes vernehmen, das große „Du sollst"? —

Pessach ist das Fest der Freiheit. Freiheit heißt, daß unser Los in unsere Hand gegeben ist.

Darum ist notwendig, daß die jüdische Jugend weiß (und nichts kann es ihr eindrucksvoller dartun, als der Auszug aus Ägypten) daß nicht wahr ist, was in Nr. 2 dieser Zeitschrift stand: daß „die Wirtschaftsform unseres Gemeinwesens abhängig ist von den Gesetzen des Mächtigeren."

Daß nicht wahr ist, daß „die neue Wirtschaftsform in Palästina nicht von uns, sondern von den Westmächten bestimmt werden wird".

Daß nicht wahr ist, daß „uns Juden nur eine beschränkte Gestaltungsfreiheit verbleibt und das oberste Gesetz des Handelns nicht in unseren Händen liegen wird".

Wenn wir wirklich aus Sklaven Freie werden, wenn wir nicht selbst uns ein neues Gefängnis zurechtzimmern und uns damit abfinden, dann wird das oberste Gesetz des Handelns in unserer Hand sein. Wehe der Jugend, die sich mit solchen Gedanken abfindet! Wehe der Jugend, die nicht die Weihe und Heiligkeit des Augenblicks der Freiheit versteht. Niemals wären wir aus Ägypten gezogen, wenn die Jugend von damals so gedacht hätte, wenn sie nicht gesagt hätte: wir werden doch hinaufsteigen!

Aber gerade in unserem Zeitalter rasendsten Geschehens haben wir gelernt, daß keine ökonomischen Gesetze und keine Gewalt etwas vermag gegen die Macht der Idee. Wenn wir gewillt sind, nach unserer Idee zu leben, so wird niemand etwas gegen uns vermögen. Wenn wir in diesem Moment, wo wir die alten Brücken abbrechen und zu den Müttern hinabsteigen, uns nicht abwenden von den Gesetzen eines Lebens, in das wir 2000 Jahre gepreßt waren und das unserem innersten Wesen nicht entspricht, dann hat das jüdische Volk und seine Jugend gezeigt, daß es ewig verknechtet ist und zur Freiheit nicht mehr aufsteigen kann. In unserem Lande darf es keine Knechte geben; denn uns alle hat Gott aus Ägypten geführt. Es darf auch keine Knechte des Geldes geben, keine Schacherer und Geschäftstüchtige, keine Ausbeuter und Ausgebeutete. Wir müssen eine solche soziale und Wirtschaftsordnung schaffen, daß das ganze Volk von Brüdern als glückliche Menschen leben kann; untertan einzig und allein dem selbstgesetzten Gesetz des Geistes. „Denn Israel ist mein erstgeborener Sohn" — alle „Geschichtsgesetze" gelten für uns nicht, wenn wir nicht wollen. Und nicht die Wirtschaft der andern wird über uns siegen. Wenn . . .

Wenn wir wollen. Wenn das jüdische Volk eine Jugend hat. Nur die Jugend kann Wunder wirken. Am Anfang unserer Geschichte steht das Wunder. Es gibt nichts Unerreichbares, wenn der Wille unbedingt ist! Nur die Jugend, deren Rückgrat noch nicht von dem im Wirtschaftsleben geltenden Geist der Hinterlist und des Komprommisses, der Habsucht und der Trägheit gebrochen ist, die nicht vom Gold fasziniert ruft: „Dies sind deine Götter, o Israel!", die noch die Reinheit ihrer Ideale hat und mit dem Ungestüm der Begeisterung das Große und Erhabene zu verwirklichen unternimmt, kann die wahre Freiheit in unser Land tragen.

Jüdische Jugend von heute: werden wir in der Wüste sterben müssen? Jüdische Jugend: Mit offener Seele nimm die Geschichte vom Auszug aus Ägypten auf!

Wir stehen wieder vor einem Auszug. Eine neue Zeit soll anbrechen, die Zeit der Freiheit. Jüdische Jugend, mach deine Seele frei: bald wirst du vor dem Sinai zu stehen haben.



JOSEF POPPER-LYNKEUS:

IBN ROSCHD.

(EINE PHANTASIE.)

Ibn Roschd, der Philosoph, den die Abendländer „Averroës" nennen, hatte in seinen letzten Tagen große Leiden auszustehen.

Als er nun eines Nachts zusammengekauert in seinem Bette lag und mit vor Schmerzen weit aufgerissenen Augen vor sich hinsah, begann die Türe sich ganz langsam etwas zu öffnen und ein großer und gräßlicher Kopf schob sich durch den Spalt hindurch herein, sah sich in der schwach beleuchteten Kammer um, drehte sich nach dem Bett hin und heftete seinen Blick fest auf Ibn Roschd. Eine Weile blieb er dann unbeweglich, dann nickte er selbstzufrieden mehrere Male so, als ob er sich sagen wollte, es sei niemand anderer als Ibn Roschd, den er eben suchte, worauf der Kopf wieder verschwand und die Türe hinter ihm sich schloß.

Nicht lange darauf sprang die Türe unter donnerähnlichem Getöse auf und mit einem Satze stand der Todesengel vor dem Bett, mit glühenden Blicken und mit einem glänzenden Schwert in seiner erhobenen Rechten.

„Ibn Roschd!" rief er.

„Ich bin es", stöhnte der Kranke.

„Ibn Roschd! Woran hängt dein Herz am stärksten?"

„An dir!" schrie Ibn Roschd in seinem unerträglichen Schmerz, richtete sich im Bette auf uud streckte seine Arme sehnsüchtig dem Todesengel entgegen. Darauf senkte dieser sein Schwert, hob Ibn Roschd aus dem Bett, legte ihn sanft über seine Schulter und trug ihn schweigend in die endlose Finsternis hinaus.

⁂

VOLK / LAND / GESCHICHTE / SITTE

PSALM 92

(Sabbatlied).

Gut ist's, dankend zu preisen den Herrn,
Deinem Namen Lob zu singen,
Allerhöchster!

Zu künden am Morgen Deine Liebe,
Deine Treue in den Nächten —
Auf Zehnsait und Pauke,
Mit Harfenspiel!

Denn Freude gabst Du mir
Mit Deinem Wirken, Herr:
Ob Deiner Hände Werken juble ich.

Wie groß sind Deine Werke, Herr,
Gar tief Deiner Tat Gedanken!

Der Einfältige sieht es nicht ein,
Der Tor erfaßt es nicht,

Wenn rings die Bösen blühen wie das Gras
Die Übeltäter üppig sprossen,
Doch nur der ewigen Vernichtung zu —

Und Du bist hoch erhaben,
In Ewigkeit, o Herr:

Denn siehe! Deine Feinde, Herr,
Denn siehe! Deine Feinde fahren hin,
Der Zwist zerstört die Übeltäter.

Doch meines Heiles Horn erhebt sich,
Ich ward in frischem Öl gesalbt.

Drum blickt mein Aug' auf meine Feinde nieder
Der Widersacher Sturz vernimmt mein Ohr.

Indes der Laut're wie die Palme blühet,
Hoch wächst wie des Libanon Zeder.

Gepflanzt im Hause des Herrn
In uns'res Gottes Höfen
Blühen die Frommen.

Im Alter noch treiben sie Sprosse
Und stehen üppig und grün
Zu künden, daß gerade die Art des Herrn —
Mein Fels, an dem kein Unrecht ist.

(Aus dem Hebräischen übertragen von Ernst Müller.)



Dr. ABR. JAK. BRAWER:

VOM KOTHEL-HAMARABHI UND SEINER ZUKUNFT.

Das Bild der erhaltenen westlichen Umrandungsmauer des Tempels in Jerusalem, des sogenannten Kothel-hamàrabhi — die Bezeichnung Klagemauer ist unjüdisch — gehört zu denjenigen, welche die Phantasie des jüdischen Kindes am meisten beschäftigen. Dreimal täglich wendet sich das Antlitz unserer Frommen aus allen Himmelsstrichen gegen diese Mauer. Der stolze Rest unseres mit soviel Heldenmut verteidigten Heiligtums, die Mauer mit ihren gewaltigen, allen vernichtenden Anstürmen der Natur und der Menschen Trotz bietenden Quadern, ist uns ein Symbol des unverwüstbaren Volkes Israel geworden, von dem trotz Erniedrigung und Knechtung der überweltliche Glanz von Sinai nicht gewichen ist.

Die kaum 50 Meter lange, schmale Sackgasse vor dem Kothel-hamàrabhi ist der einzige Treffpunkt der Juden aller Länder und aller religiösen Schattierungen. Die Scheidewand, welche die Judenschaft Jerusalems in unzählige geschlossene Gruppen trennt, hört hier auf. Die Alten kommen, von einem starken unmittelbaren Herzensdrang aus allen Enden der Welt hierher getrieben; die Jungen suchen hier Eindrücke und Stimmungen an einem silberhellen Sederabend, oder in einer sumpfig-schwülen Tischeo-beabh *)-Nacht. Das junge, moderne Erez Israel ist hier nur ein seltener Gast, es kennt den Kothel und die Menschengestalten, welche zu seinem Bilde gehören, nicht. Diese treuen Hüter des Heiligtums haben wohl in der Kunst, aber nicht in der hebräischen Literatur ihre Darsteller gefunden. Was man in der Reiseliteratur über sie zu lesen bekommt, ist wenig schmeichelhaft. Nichts ist täuschender als Momenteindrücke von Reisenden und Stimmungssuchern. Der Kothel-hamàrabhi hat nicht nur vor zwei Jahrtausenden Helden und Märtyrer gesehen, er sieht sie noch heutzutage, wenn auch von einer ganz anderen Art. Helden und Märtyrer waren es, diese Alten, welche unter der türkischen Willkür und Mißwirtschaft Tag und Nacht vom Kothel nicht wichen.

Mir war es gegönnt, längere Zeit in der heiligen Stadt zu leben und so manche Stunde des Alltags, ohne von heimischen und fremden Stimmungssuchern gestört zu werden, als Jehudi unter Jehudim zu verbringen. Es sind meist Greise, die ein langes Leben, reich an

*) Der 7. Ab, der Tag der Zerstörung des Tempels.

Mühen und Schicksalsschlägen, hinter sich haben, die hier ihre Tage betend und „lernend“ verbringen. Lernende Greise kennt wohl kein anderes Volk. Die Sehnsucht nach dem heiligen Lande, von frühester Jugend im Herzen gehegt, hat sie nach Jerusalem geführt, nicht um in heiliger Erde begraben zu werden, wie man allgemein sagt, sondern um die letzten „geschenkten“ Jahre ungestört vom geschäftlichen Getriebe dem Thorastudium zu widmen. „Memento mori“ ist auch jüdischen Greisen fremd. Und das „Klagen“ vor der Mauer ist eine Erfindung der Stimmungssucher. Es wird vor dem Kothel ebenso wenig „geklagt“ wie in irgend einem Bethamidrasch*) Am Sabbath und an den Feiertagen werden sogar beim Gebete frohe chassidische**) Melodien angestimmt. Fremdenführer pflegen in der Saison für ausländische Snobs „klagende Gemeinden“ zu bestellen, um Eindruck zu machen.

Aber wer in der Nacht von Tischeo-beabh auf den Steinen vor dem Kothel gesessen und mit Rachel über die Kinder, die in Feindesland verschleppt wurden, geklagt hat, dem werden diese Töne aus seiner eigenen Brust lebenslang begleiten. Wer einem Mussaphgebet an einem der drei Wallfahrtsfeste***) vor dem Kothel beigewohnt, wer die lange Reihe der Kohanim an der Stelle gesehen hat, wo ihre Väter den Märtyrertod starben, um den Untergang des Heiligtums nicht zu überleben, dem wird dieses Bild nie aus den Augen entschwinden. Diese erhebenden Stunden der Trauer und der festlichen Andacht wurden aber vielfach von den arabischen Nachbarn in verletzender Weise gestört. Die Gasse vor dem Kothel wird von marokkanischen Flüchtlingen bewohnt, die überall im Lande als Räuber bekannt sind. Sie nahmen auf die Betenden nicht im mindesten Rücksicht, ja, sie taten sogar alles mögliche, um den Gottesdienst zu stören. Wie oft sah man, während der Platz von betenden Frauen und Männern voll war, einen Araber, auf einem Esel reitend, die Menge mit einem Stocke auseinanderjagen. Jeder Widerstand wäre mit Lebensgefahr verbunden gewesen. An Wochentagen war die enge Sackgasse ein Tummelplatz der arabischen Kinder, die schon frühzeitig die Handlungsweise ihrer Eltern gegen die „Jehudis“ nachahmten.

In jedem anderen Lande wäre die Polizei in ähnlichen Fällen eingeschritten, um die Störung der Andacht an einer „einer anerkannten Religionsgemeinschaft“ so heiligen Stätte, zu verhindern. Aber in der Türkei gesellten sich die Überwacher der öffentlichen Ruhe und Sicherheit zu den marokkanischen Verbrechern, um den Juden den Aufenthalt vor ihrem Heiligtum zu erschweren. In den letzten Jahren vor dem Kriege, somit unter dem „fortschrittlichen“ jungtürkischen Regime, wurde Juden verboten, vor dem Kothel Gebetpulte aufzustellen, Kerzen anzuzünden und Stühle mitzubringen. Als manche Greise, die nicht stehen konnten, große Blechkannen als Sitze benützten, wurden sie ihnen von der Polizeibehörde konfisziert. Doch trotz dieser Drangsalierungen war der Platz vor dem Kothel nie ganz leer; ewig hielten

*) Bet- und Lehrhaus.

**) Chassid heißt „Frommer“. Die Chassidim sind eine besonders in Ostgalizien weitverbreitete Sekte.

***) Pessach, Schwuoth, Sukkoth.

die unermüdlichen Greise Wache vor dem Heiligtum. Nur der Mitternachtsgottesdienst, das Chazot, wurde, wie mir einer von der alten „Brazlawer“ Garde erzählte, wegen der äußeren Schwierigkeiten eingestellt. Mit großer Fassung ertrugen die Alten diese Verfolgungen und Schmähungen, ja, selbst ihren Frohsinn verloren sie nie, durften sie doch einen Boden betreten, der Moses und Aharon nicht gegönnt war.

Nur einmal fand ich die Kothel-hamàrabhi-Juden in tiefer Bestürzung. Es war am 10. Ab 5673, vor dem letzten Zionistenkongresse. Es war Ungeheures geschehen. In der Nacht nach Tischeobeabh hatten die Marokkaner die Steine der Mauer in einer nicht wiederzugebenden Weise geschändet. Nur mit großer Mühe war es den Frommen gelungen, die rissigen Steine zu säubern. Um die von den Frommen so oft geküßten Quadern nicht zu „beschämen“, wurden die entweihten Stellen nicht gezeigt und vom Vorfalle nur wenig gesprochen. Bei jedem anderen Volke hätte eine solche Schändung seiner heiligsten Stätte zu einem gewaltigen Ausbruche des Zornes geführt; bei uns kam die Sache nicht in die Öffentlichkeit. Zwar wandte ich mich gleich an jüdische Persönlichkeiten in Jerusalem, die Beziehungen zu den Behörden unterhielten, aber sie erklärten mir, beim besten Willen nichts unternehmen zu können. Es wurde übrigens seit langem mit der Vakufverwaltung, der die Häuser vor dem Kothel gehören, Unterhandlungen wegen des Austausches derselben gegen andere Realitäten geführt, man war aber wegen der feindlichen Haltung der Regierung zu keinem Resultate gelangt.

Aber die Schande ist von unserem Heiligtume nicht abgewälzt, solange es in einer Verbrechergasse steht, solange der Betplatz eine freie Passage für Menschen und Tiere bildet.

Trotz der dringenden Pflicht des Tages Hunderttausenden Brot und Obdach in Palästina zu verschaffen, erfordert es unsere Ehre, den Kothel-hamàrabhi keinen Tag länger in fremden Händen verbleiben zu lassen. Der Platz muß freigelegt werden, um auf ihm, ohne die Aussicht auf die Mauer zu beeinträchtigen, einen schlichten aber klassisch würdigen Beth-haknesseth, ein Heiligtum aller Gemeinden Jerusalems und der gesamten Judenschaft zu errichten. Sein Name möge S c h a l o m sein und über seinen Pforten die Worte prangen: El bnèh bêtcha b'karobh. Hier werden die treuen Hüter des Heiligtums, geschützt vor Regen und Sonnenglut, Tag und Nacht Wache halten und ewig werden die Lobgesänge Dawids und die Stimmen der Lernenden an dieser Stätte erklingen, von der nach einem Ausspruche des Midrasch die Schechina *) nie gewichen ist.

*) „Schechina“: die Glorie Gottes.

⁂

ADOLF GELBER:

DIE EISENBAHNFAHRT NACH JERUSALEM.

(Aus einem Reisetagebuch.)

Wir fahren auf der Eisenbahn Jaffa-Jerusalem. Die Einschnitte und hohen Lehmböschungen, zwischen denen der Zug jetzt dahinfährt, ist das Unterhaltung? Oder die dürren Palmen, die am Ausgange derselben stehen, oder das sandige Plateau dann mit den eingesprengten Grasstätten, auf denen alles gelblich welkt? Ach, das Vergnügen ist nicht groß. Als wir im nördlichen Haifa landeten, kamen wir vorbei an Gärten; in Beirut sah man den Libanon — den Libanon, den fürstengleichen, dessen Haushalt soviel Platz braucht, der keine Überstürzung kennt, dessen Schlüfte mit Grün ausgefüllt sind, dessen Felsen ruhig aufsteigen und unausgegeben an die Schneegrenze kommen, groß, prachtvoll, gigantisch wie an Formen, so an Wucht. Hier aber im Jaffagebiet, welche Armut! Ist dies das Land, das Moses von den Moabiterbergen herab sah, das gelobte Land mit Bergen und Auen, die der Regen vom Himmel tränkt, auf daß du einsammelst dein Getreide, deinen Most und dein Öl? . . . Jedoch die Wolken dort am Horizonte, denen wir zufahren, sind noch nicht Moab, sondern Juda, und das Aussehen der Landschaft ändert sich, denn die schöne Ebene von Saron windet sich zwischen dem Gebirge von Juda und der Dürre nächst dem Strande. Dort, wo die Bahn in die Ebene mündet, stehen traute Häuschen, rotdachige, mit blinkenden Scheiben, und die kuppigen Häupter der Olive wölben sich, soweit das Auge nur sieht. Ihr Anblick ist so wohltuend! Bald stehen sie in waldgleicher Menge, die den Himmel verstellt, bald in Schnüren, die abreißen und wieder anfangen, bald wie schönes, dunkles Gewölk, in dessen regelloser Tiefe Licht und Dunkel wie in Bewegung erscheint. Freilich, eigentlich ist nichts hier, das nicht auch anderwärts vorkäme. Denn ein Riß durch die dichten Baumschleier ist bereits starke Modulierung; wenn der Himmel mit seinem freundlichen Licht hereinfällt und die Zypressen flüsternd sich beugen, ist es Reichtum bereits. Und doch ist es uns nach der ersten Enttäuschung zumute, wie damals, als wir von der Bergwüste herabsteigend, das Tal von Damaskus ersahen: erst einen grünen Bergstrom, der rauschend in Wirbeln Gischt aufwarf; dann teilte er sich, und zwischen beiden Armen wuchs ein Blühen auf, wie das Kind in den Armen der Mutter erblüht. Dann, wenn sich die Teile wieder vereinigt haben, verschwindet er unter einer gewaltigen Hecke von Weiden und das Frucht- und Waldland erweitert sich; und von allen Seiten quillt und sickert das Wasser, sprudelt zwischen den Felsen, sprüht in silbernen Stürzen bis zu unseren Füßen herab. Und wenn der Reisende das sieht, wie der erquickte Boden üppig und üppiger Grün trägt und schlanke Bäume dicht sprießen, deren Laub in der Sonne leicht bebt: dann, freigebig wie Eleazar, der die Rebekka um eines einfachen, erquickenden Trunkes willen segnete, segnet er die einfache Anmut der Landschaft und nennt sie ein Paradies.

So geht es über Sakija, Sesirije, Elkenise — doch halt! Die Hütten mit den zerfallen Wänden, an denen wir draußen vorbeifuhren, was war das? Dunkle Kamele kauerten an der Tränke, erschrockene Schafe rannten durcheinander, als der Zug dahindonnerte und der Pfiff der Lokomotive erscholl. O, das war Jaser, eine alte Eroberung der Pharaonen; einer von ihnen gab es der Tochter zur Mitgift, als Salomon um sie warb. Und was war das andere Dorf, wo ein tiefes, braunes Gold das überhängende Gestein eines Felsens ränderte und ein Schwarm von Störchen an der Wegkrümmung aufflog und über uns erzitterte, gleich weißem Gewölk? Eiliger Wanderer, der du dich sputest, das war auch ein denkwürdiger Ort! Alle diese Gefilde haben einst mitgespielt, und wie mit dem Himmel die Erde, so berührt sich am Horizont hier der Staub mit der Vergangenheit. In dieser Gegend gibt es drei Orte, die drei Phasen aus der ersten Zeit des Monotheismus repräsentieren: Beth Daschan, Ajalon und Ain Schems. In Beth Daschan strahlte der Tempel der Philisterkönige in unberührtem Glanze, der hungrige Sklave aus Ägypterland ward mehr noch verachtet als gehaßt. Dann Kampf, und Kanaan zerschlug die feindllichen Schwärme, erbeutete ihre Bundeslade und führte sie nach Ain Schems; und da die Gottheit eine platonische Genugtuung nie verweigert, so entstand die Sage, daß sie allnächtlich im Tempel von Ain Schems die heidnischen Götter zerschlug. Auf der dritten Stätte aber, bei Ajalon, ward der symbolische Mythus zur Wahrheit. Es ist eine sanfthin verlaufende Ebene, die nach Osten in welliges Land übergeht; Olivenhaine, dunklere Oasenpunkte sind in das lichte Grün der Fluren eingesprengt und dort im Osten entwölkt sich der Himmel und das Gebirge Juda mit seinen Kuppen und Hörnern tritt hervor, Auf dieser Ebene also war es, wo nach vielen, kleinen Gefechten das fremde Volk den Ureinwohnern in einer Entscheidungsschlacht gegenübertrat; hier rächte sich an Kanaan der Fluch der Zersplitterung, hier unterlag eine Quintallianz von Beduinenkönigen dem in der Wüstenwanderung gestählten und von eisernen Führern zusammengehaltenen Volke, während viele Häuptlinge in der Runde zusahen, wie die letzte und größte Macht ihres Volkes zerbrach. Schafherden weiden jetzt auf der Stätte, ein einsamer Beduine zieht auf hohem Kamel die Straße neben der Eisenbahn dahin, während die Lokomotive, dieses dunkle Roß mit den Stahlrippen, in gestrecktem Lauf den Kopf zurückwirft und donnernd den Raum verschlingt.

Auf dem Felde von Ajalon ward die Besitzergreifung des Landes entschieden, die Sonne mußte am Himmel stille stehen bis zur Vernichtung des Feindes; aber dann kam für den Eroberer die gefährliche Zeit, wo die neugefundenen Heimstätten und das Dasein auf fetter Weide die schwüle Glut abdämpften, die bis dahin in der Menge gelebt hatte; und da die eisernen Hände fehlten, die diese Menschenspreu gesammelt und zu einem Volke gemacht hätten, so lösten die Geschlechter wieder zu einander fremden Geschlechtern sich auf. Freilich, der Kampf entschlummertenicht ganz; ein linkshändiger Ehud stieß einen feindlichen König nieder, ein Gideon und ein Weib Deborah verursachten mit den Splittern, die ihnen anhingen, ein starkes Aufflackern des Krieges. Aber nicht mehr wie bei Ajalon nahm das ganze Volk an der Erhebu n

Anteil; und wieder ein Wunder, Trompetenschall mußte bei Jericho helfen, denn Besitz und Ruhebedürfnis hielten sich fern der Narretei. In dem Ton, in dem die Bibel ihre Urhistorien berichtet, ist immer ein Mitschweben von etwas Unausgesprochenem, ahnungsschwere, herzbebende Schwüle, Seherleidenschaft und Angst; aber nirgends ist diese Angst so groß, als im Buche der Richter. Denn da versöhnten sich die Feinde von gestern, und hungrige Fellachen und gedemütigte Beduinen begannen ein Mischvolk zu werden; da vertrieb die schönbusige Astaroth aus den Herzen den hallenden Gott, und kaum nach ihrer Geburt war die neue Religion schon dem Tode nahe. Was fehlte, und es gab keinen Monotheismus mehr? Was fehlte, und diese Welt, die heute die unsrige ist, hätte die holden Gottheiten Joniens behalten oder die Sturmgötter, die die Deutschen bei ihrem Eintritte in die Geschichte aus Walhall mitgebracht? . , . Um jene Zeit erhob sich ein Mann, der eine Reihe unsinniger Taten beging: eine erste, die niemandem nützte oder wehe tat, eine zweite, die an Kirchweihabschlüsse gemahnte, denn er zerriß einen Löwen und beraubte ruhige Leute, dreißig an der Zahl. Dann aber ging er zu dem Dorfe hin, das wir gesehen haben, wo ein Schwarm von Störchen vor unseren Augen aufflog uhd ein tiefes, braunes Gold das überhängende Gestein eines Felsens ränderte; und von hier führte der Mann ein Gebäude von Taten auf, das notwendig dann zusammenbrach und ihn unter den Trümmern begrub. So schlimm stand es aber damals um die Sache Jehovas, daß sie nur noch auf den Schultern dieses einsamen Riesen ruhte und daß auch sie verloren und begraben schien, als der tolle Herkules starb.

Doch Sünder gegen Schnurgeradheit, der ich bin! Ich habe viel Wichtiges übersprungen; ich gehe der Sage, nicht der Landkarte nach und vergesse manch stattlichen Ort. Wo ist Lydda, durch welches die Ägypten-Karawanen ziehen; es hat Erinnerungen an den Heiligen Georg, an den Ketzer Pelagius, an Petri mächtiges Heilungswunder. Und wo ist das alte Arimathia mit Rosengärten und Baumschlag? Ebenfalls übersprungen; Ramleh heißt es heute; hier hatte jener Josef sein Haus, der Christi Leib zur Bestattung verlangte, hier siegte ein Balduin, weilten Löwenherz und Napoleon. Inmitten von bestellten Äckern und Rebengeländen sehen die Kuppeldächer der Stadt auf uns herab, zwischen Palmen und Sykomoren stehen halbverdeckt die weißen Häuser und blendend weiß ragt ein Turm, der eine architektonische Berühmtheit ist. Doch jenseits der Stadt verdüstert sich alles und die Kalkhügel reihen sich dichter aneinander. Stein, mürber Stein kriecht heran, jeder Hauch treibt Staubwolken in die Lüfte; Felsblöcke bedecken das von der Sonne ausgedörrte Land, das ohnehin vor Wasserarmut verschmachtet. In einem Dorfe Naalieh stehen Taubenschläge, die den Kalifengräbern Kairos gleichen; die Bahn eilt längs widerhallender Wände dahin, und Beth Haran, Salomos Festung, wird sichtbar. Dann eine schwach grün gefärbte Kulisse, hinter welcher Emaus liegt; magere Hügel, in deren Gründen Schafe ein runzliges Moos rupfen; eine Station Sejed, wo wieder der tolle arabische Lärm herrscht, aus dem man nur das dicke L, das brutale B, das unbeschreibliche arabische Rachen-Ch unterscheidet — und dann beginnt eine Berg-

landschaft so pathetisch und hart, wie die Gomorrha-Vision eines Klausners. Plumpe Massen steigen auf, ohne Figur, eintönig und gewaltig; eine Flucht von Anhöhen folgt, auf deren Fronten und Flanken räudiger Schutt liegt; Erschöpfung ist überall. Aber jählings rüttelt uns die Bahn durcheinander und es geht in vehementem Abfall in eine Schlucht, an deren Eingang zwei mächtige Pförtner stehen, zwei erdfahle Kegel, auf denen einst leidenschaftlicher Gesang erscholl; denn die Reste von Kreuzfahrerburgen winken herab, in denen zu Chören das eiserne Gewaffe erklirrte. Nun hindurch durch die Schlucht; Kalktrümmer bleichen auf ihrem Grund; hier strömte ein Fluß einst, dessen Bett nun trocken liegt, und wir Wageninsassen sehen beklommen in die Tiefe und aufwärts die riesigen Felswände hinan, die auf Schieferfeldern wie auf regelmäßig geschichtetem Mauerwerk aufruhen. O welch' ein harter Gott, der ein in der Wüste in Sehnsucht sich verzehrendes Volk hierher gelockt hat! Ist es möglich, daß außer den Schakalen hier Jemand hause und daß ein trautes Heimatsgefühl erwachse auf diesem grimmigen Grund? Aber da steht Jemand neben uns und zeigt die Stelle, wo Josuah im Hinterhalte lag, wo David für seine Schleuder glatte Steine suchte, wo der und jener seine Lebensspur den Jahrtausenden zur Erinnerung zurückließ; und wie wir fürder ziehen, finden wir, daß erst zwischen diesen furchtbaren Bergen das von der Simsonsage geweihte Gebiet ist. Denn hier auf dem einen dieser Felsen am Schluchteingange wurde er geboren, dort wieder verbarg er sich in einer Höhle, und dort auf dem Felsen flehte der Geblendete und Geschändete ein letztes Mal um die Wiederkehr seiner Kraft und starb unter den Trümmern des von seinen Riesenhänden entwurzelten Hauses. Ja, sein Schicksal ist eine Tragödie, keine bloß klassisch oder biblisch geputzte. Alles, was er liebte, wurde an ihm zum Verräter, und am meisten narrte ihn sein eigner schwacher Sinn. Ein Weib verließ ihn, das zweite verkaufte ihn nach kurzer, verliebter Rast, und doch vertraute er wieder, bis ihm die dritte die heiligen Locken abschnitt. Und ebenso erging es ihm von den Männern des eigenen Stammes; von dem Augenblicke, wo er bei Jasur dort in der Ebene die Füchse mit den brennenden Fackeln gegen die Todfeinde trieb, mußte er allein stehen, und dann kamen 6000 seines Volkes und überlieferten ihn gebunden an den Feind. Er ließ es geschehen, denn dieser Riese hatte den Verstand eines Kindes, und ihre selbstsüchtige Feigheit wußte Überredungskünste, denen er nicht widerstand. Er war arm am Geiste, was er tat, tat er einem dumpfen Gefühl nachgebend, so daß seine Handlungen wie die Rache eines tollen Briganten aussahen und ohne Einfluß blieben auf die erkälteten Gemüter seiner Zeit. Die Sage hat an ihm nichts verschönert. Aus dem griechischen Herkules machte sie einen Göttersohn, aus Theseus eine Lichtgestalt, die Keime der Gesittung ausstreute, Städte gründete, den Menschen nützte. Nur Simson steht scheinbar zwecklos und mürrisch da, blinde Kraft, die sich in wüsten Stößen austobte. Aber gerade dadurch ist das Simsonkapitel in der Epopöe des Monotheismus so groß: ehrliche Historie und an der Wahrheit sich erlabende Kunst zu derselbigen Frist. Tot oder dem Sterben nahe war das einst alle belebende Gefühl, ein hilfloser Wilder war der letzte, der

den Gedanken des ersten Führers in Treuen noch hegte. Wie die Höhle in der starren Bergwüste die Zuflucht des Geächteten war, so nahm dieser Wilde selbst den besiegten und geschlagenen Gott in sein finsteres Herz auf. Und als er geblendeten Auges zwischen den beiden Säulen stand und sie erfaßte und sich kräftiglich neigte, da ward es helle um ihn und man weigert ihm die Empfindung nicht, daß er als Schwertträger einer großen Idee starb.

Doch wer erschöpft den längs unseres Weges ausgestreuten Sagenschatz! Heere zertraten die Straßen, von der Zeit wurde das Antlitz der Städte verändert, die wechselnden Religionen verwischten jede nach Möglichkeit, was die vorangegangene dem Lande an Charakter verliehen; aber die Sage blieb, wie das Gebirge blieb, in dem sie spielte. Welch' ein Gebirge! Abstürze, geborstene Wände, mit Buckeln und Auswüchsen bedeckte Mauern — mißgebildete Felsen, die ausgefressenen Zähnen gleichen, und ungeheure Steinmassive, die voller Löcher und Höhlen sind. Die Sonne kränkelt; der Zug wirft sich in scharfen Kurven nahe an Abgründen wie eine Peitschenschnur da- und dorthin, und Schwermut über Schwermut, erscheint alles im fahlen Lichte. Einmal nur, jenseits von Deir Aban, sehen wir die Olive wieder und zwischen sanfteren Bergen das Tal von Kirjat-Jearim, der einstigen Traubenstadt, wo Goldlack, Purpurmoose und die schöne persische Zyklame dicht wachsen; aber ein Nu und schon trägt uns der Lauf wieder in die Öde — und das ist der Auftakt, die namenlos trübe Introduktion zu Jerusalem. Denn wir sind ihm nicht mehr fern, alle Mitfahrenden stehen auf den Plattformen, an den Fenstern; eine Frau hält das Tuch an die Augen gepreßt, eine andere ringt schweigend die Hände. O, wie wurde, solange die holde Ebene von Saron andauerte, in unserer Mitte gescherzt und gelacht. Aber nun ist alles verwittert, rostbraun und hart, alles menschenfremd, unwirtlich, unerbittlich. Da gähnt ein Tal, wo weit in einem fremden Lichte Kamele gleich Schattenbildern schwanken, da unter uns ein dunkler Grund, wo Männer mit schwarzen Gesichtern herunterrasen, um aus einer Quelle zu trinken, und dort auf felsiger Höhe ein Haufe elender Nester — Bethir. Kennt ihr nicht die Geschichte von Bethir? Nun ja, was ist uns Modernen die Bibel? Aus ihr holte die michelangeleske Zeit ihre Stoffe, doch nicht unser stärkerer Geist. Eine Frau war entehrt worden und auf den schuldigen Stamm Benjamin fiel eine Rache, ärger als auf das Haus der Tarquinier. Ihr Leichnam wurde von dem Gatten zerstückelt, zwölf Teile wurden an zwölf Stämme versendet, und das ganze Volk kam zur Rache herbei und brannte, mordete den Stamm aus, bis auf zweihundert, die hieher nach Bethir sich warfen . . . Doch vorwärts, wer hat in der wachsenden Erregung Augen für die Glut und Lohe einer entschwundenen Zeit? Vorwärts ohne Fahnen und Pilgergesang — nur die eisernen Räder klingen auf den Schienen. Vorwärts an einem aschfarbenen Tal vorbei — scheint es uns doch, als wär' es das Tal der Tränen. Araber stehen am Wegesrand, Christinnen in schneeweißem Schleier und Gewand erwidern unsere Grüße, und die Maschine rast in halber Runde um einen Berg, jagt weiter in entgegengesetzter Wendung um einen Berg. Ein leichter Schleier bedeckt den Himmel; die Sonne schwebt unter-

halb einer Wolke, groß und bleich, sinkt und hängt glanzlos eine Weile über Malcha. Allüberall Höh' um Höh', über karstige Lehnen streicht der Wind, Baum und Strauch, die hinter schützenden Steinwällen stehen, erscheinen im Zwielicht so grau, so wie leblos. Wo sind wir jetzt? Ich weiß es nicht; doch präget euch fest dem Gedächtnisse ein, ihr Felsen, ihr Schatten, ihr verkrüppelten Bäume. Und du, Auge, halte nur Umschau über das betrübte Land rings um Jerusalem. Gewöhne dich an die Nacht, gewöhn' dich an Trauer und Grauen — wir sind in Jerusalem.

(Originalbeitrag.)

LESEFRÜCHTE.

Das Geheimnis unseres Bestandes als Volk liegt darin, daß schon in den ältesten Zeiten die Propheten unser Volk gelehrt, nur die Kraft des Geistes zu verehren und nicht in ehrfurchtsvoller Scheu vor physischer Macht in die Knie zu sinken. Darum kam es nicht in die Lage, wie die anderen alten Völker, seine Eigenart einem stärkeren Feind gegenüber aufzugeben. Solange es diesem Prinzip treu bleibt, hat sein Bestand darin eine feste Gewähr, denn an geistiger Kraft steht es hinter den anderen Völkern nicht zurück und hat keinen Grund, sein Selbst aufzugeben. Achad Haam.

*

Die jüdische Bewegung ist weiter und tiefer angelegt, als nationale Bewegungen zu sein pflegen, ursprünglicher und tragischer. Ihr Inhalt ist national: das Streben nach nationaler Freiheit und Selbständigkeit; aber ihre Form ist übernational. Der Ideenkomplex, den sie erzeugt, gehört dem Denken der Menschheit an. Und die Befreiung, die sie meint, rührt an das große Symbol der Erlösung.

Martin Buber.

*

Land! rufen nicht bloß unsere hungrigen Massen. Land! rufen auch unsere großen, kunstsehnsüchtigen Persönlichkeiten. Land! Dann soll die staunende Welt eine Kunstentfaltung sehen, daß alle die böswilligen Verkleinerer unseres Volkes zu schanden werden. Vielleicht wird sich dann wieder unsere ureigenste Kunstart, die Ethoskunst, neu beleben, eine junge, moderne Prophetie erstehen. Jedenfalls aber werden wir in unserer jüdisch-europäischen Zivilisation große, ganze Meisterer der Steine, Formen, Farben und Töne hervorbringen, die ihren Mitkünstlern anderer Nationalität nicht nachstehen werden. Land für die jüdische Kunst! Mathias Acher.

VON DER JUGEND

Dieser Teil ist ein Sprechsaal der Jugend. Die Verfasser sprechen für sich selbst, nicht für die Schriftleitung.

EMANUEL FISCUS:

AUS DEM TAGEBUCH EINES WIENER CHALUZ.*)

5. März. Es war ein regnerischer, trüber und unfreundlicher Morgen, als ich mich mit dem Rucksack auf dem Rücken zum Palästina-Amt begab. Für heute war nämlich die Abfahrt der ersten zehn Chaluzim bestimmt, welche als Quartiermeister in den Arbeitsort fahren sollten, um für die später ankommenden Kollegen Nachtlager zu verschaffen. Im Amte angekommen, fand ich schon alle Kameraden anwesend und bald traf auch der uns zugeteilte Führer Herr Ing. Ornstein ein. Einige von uns, darunter auch ich, sollten voraus nach Unter-Siebenbrunn fahren, um Betten sowie Matratzen dorthin zu expedieren. Dieser Aufgabe unterzogen wir uns mit großer Freude und fuhren nach Stadlau, von da mit der Eisenbahn nach Unter-Siebenbrunn. Wir sangen ununterbrochen unsere hebräischen Lieder, was die Mitreisenden mit einem „Jüdische Hamsterer etc." quittierten, doch wir ließen uns unsere gute Laune nicht zerstören, sangen ruhig weiter, wußten wir ja doch, wie falsch die antisemitischen Mitpassagiere uns beurteilten, und stiegen wohlgemut in Unter-Siebenbrunn dann aus. Zuerst begaben wir uns zum Gutshofverwalter, welcher uns einen halbwüchsigen Burschen zur Verfügung stellte, unter dessen Führung wir in ungefähr zehn Minuten in dem für uns bestimmten Quartier anlangten. Eine schöne Villa, aber leider leere Zimmer. Soweit es in unserer Macht war, machten wir Ordnung und bei Einbruch der Dunkelheit eilten wir zum Bahnhof zurück, um die uns nachkommenden Kameraden abzuholen. Wir kamen gerade noch recht und führten die Gruppe der Chaluzim durch die dunkle, kotige, fast nicht gangbare Dorfstraße unserer Wohnung zu. Wir mußten erst die Betten aufstellen, doch mit vereinten Kräften war alles bald in Ordnung; trotzdem war es schon Mitternacht, als wir todmüde unsere Betten aufsuchten.

6. März. Der Morgen graute kaum, als ich halb erfroren und erstarrt von meinem Nachtlager aufstand und zum Brunnen eilte, wo ich mich eiskalt duschte. Nach dem Frühstück begleitete ich Herrn Ing. Ornstein zum Bahnhof, wo wir die nachkommenden weiteren sechzig Chaluzim abholten. Nach kurzem Warten traf der Zug und mit ihm unsere Kollegen ein und jauchzend begrüßten uns diese beim Aussteigen. Sie stellten sich in Viererreihen auf, die Hatikwah erscholl und der Marsch ins Dorf begann. Zuhause angelangt hielt Herr Ing. Ornstein eine kurze, aber sehr schöne Ansprache, dann zerstreuten

*) Pionier.

sich die Chaluzim, welche in Gruppen geteilt waren, in die für sie bestimmten Zimmer. In der aus Wien mitgebrachten Feldküche prasselte bald ein behagliches Feuer. Der Zeiger rückt auf die neunte Abendstunde und der wunderschöne Frühlingstag macht einem milden Abend Platz. Es wird ruhig; wir begeben uns zur Ruhe, damit wir morgen recht frisch aufstehen — denn morgen ist unser erster Arbeitstag!

7. März. „Auf! Auf!" Dieser Ruf ertönte um fünf Uhr früh und im Nu war alles auf den Beinen. Rasch sich beim Brunnen gewaschen. Das Frühstück, bestehend aus Brot und Kaffee, war bald mit sehr gutem Appetit verzehrt und dann marschierten wir in Viererreihen zur Arbeit. Der Weg ist sechs Kilometer lang. Nach einer Stunde Gehzeit kommen wir auf ein Rübenfeld und nun beginnt die Arbeit. Ein gewesener Ökonom der Ica*), Herr Mosberg lehrt uns, und bald arbeiten alle im Tempo, wir — jüdischen Intelligenzler. Das erstemal sah ich dies und nie werde ich diesen Anblick vergessen. Während der Arbeit sangen und lachten wir, als ginge es zum Tanze. Die Zeit verflog sehr rasch und bald erklang von der nahen Kirche die zwölfte Stunde. Die Feldküche nahte und wir holten uns in unseren eigenen Mundschalen Suppe und Erbsen. Der harte, breite, mit Gras bedeckte Fußboden diente als Sessel und Tisch und trotzdem schmeckte uns die einfache Kost wundervoll. Die durch den Wind in die Menageschale hereingeblasenen unwillkommenen Gäste holten wir immer wieder mit dem Löffel heraus, was uns aber doch nicht den Appetit verdarb. Nach einer Stunde Ruhe nahmen wir wieder gestärkt die Arbeit auf. Als es dunkelte, wanderten wir mit unseren Arbeitswaffen, Schaufeln, Sicheln etc. dem Dorfe zu und sangen ununterbrochen unsere Lieder. Die Bauern fanden es anfangs ganz unfaßbar, als sie soviel Judenburschen in den von der Erdarbeit beschmutzten Kleidern so fröhlich von der Arbeit gehen sahen. Zuhause bekamen wir wieder ein gutes, wenn auch einfaches Nachtmahl, und zwar Milch mit Nudeln. Ein Kollege hatte eine Violine mitgebracht und bald sangen und spielten wir um die Wette, bis wir ermüdet von der ungewohnten Arbeit uns zur Ruhe begaben. Alles freute sich schon auf den nächsten Tag mit seinen Arbeiten.

8. März. Heute konnte ich es mir erlauben, etwas später aufzustehen; es ist ja Schabbes und für uns Ruhetag. Ich begab mich später ins Dorf und auf dem Wege dorthin hielten mich einige Bauern auf, welche mich über allerhand ihnen Unverständliches ausfrugen, unter anderem auch, was wir mit unseren Arbeiten bezweckten. Notgedrungen mußte ich mich mit ihnen in ein Disput einlassen und so erzählte ich ihnen, daß wir diese Arbeiten einst für Palästina benötigen Und trotzdem die meisten der Bauern judenfeindlich gesinnt sind, gaben sie doch nachher zu, daß wir sehr brave und sehr fleißige Juden seien. Abends bei einem öden Lichte versammelten wir uns alle und der Herr Ingenieur Ornstein las uns von den Bauern in Palästina vor.

9. März. Wieder pünktlich um fünf Uhr auf. Bei uns ist die Pünktlichkeit, Ordnung und Disziplin fast militärisch. Der Morgen war

*) Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kolonisation.

windig, was uns jedoch nicht abhielt, mit großer Lust und Liebe aufs Feld zu gehen. Die Arbeit ging heute schon viel rascher vonstatten und die Hanaken sowie die christlichen Aufseher derselben waren der Meinung, daß wir wirklich „brave und liebe“ Juden sind, welche noch außerdem sehr tüchtig zu arbeiten verstehen.

*

Viel rascher als wir es uns dachten, war die Woche um und wir hatten uns die Zufriedenheit unseres Gutsbesitzers durch Fleiß erworben. Ja sogar der Bürgermeister des Dorfes lobte uns überaus, denn die jüdischen Chaluzim hatten einen guten Weg zu den am Geleise stehenden Waggons gelegt. Wir werden nun nicht anders genannt, als die braven Juden. —

*

Wir hatten jeder in dieser Woche einen Verdienst von 50 Kronen von welcher Summe wir für später dem Gutsbesitzer 15 Kronen zum Aufbewahren gaben.

Es ist wieder Samstag. Eine Woche der Arbeit vorüber. Um einen Schritt sind wir durch diese Arbeit Erez Israel näher gekommen. Ein Teil der Chaluzim reist heute mit Herrn Ing. Ornstein nach Wien, um dort das Purimfest zu feiern. Wie lange wird es noch dauern, bis wir dieses Fest in unserer alten Heimat, auf dem Boden der Väter, der durch unsere Arbeit der unsrige geworden sein wird, feiern können. Hoffen wir bald!

◎ ◎ ◎ ◎ SPRECHSAAL. ◎ ◎ ◎ ◎

Eine Bitte der Schriftleitung. Der „Sprechsaal“ kann unmöglich am Redaktionstisch „gemacht“ werden. Entweder hat die Jugend selbst das Bedürfnis, sich über all die zahlreichen Probleme des Lebens und des Tages auszusprechen, oder sie hat es nicht.

Wir bitten Euch, sich recht häufig am „Sprechsaal“ zu beteiligen. Auf guten Stil etc. wird ja hier gar kein Wert gelegt, es kann jeder schreiben wie und was er will. Ein paar Zeilen über unsere Stellungnahme zur Schulreform, zum Religionsunterricht, zu den bisherigen Formen unserer Jugendvereine und über alle diese Dinge, die uns so nahe gehen und die wir so gerne gelöst wissen wollen, werden ja bald und leicht geschrieben sein.

Eines sei aber bemerkt: Das Schreiben im „Sprechsaal“ darf nie Selbstzweck für literarische Ambitionen sein, sondern lediglich für jeden Jugendlichen eine Möglichkeit, in der ihm gemäßen Form vor einem größeren Kreise seine Meinungen wiederzugeben.

Jüdische Themen für Mittelschularbeiten. Ich finde in Nr. 3 der „Blätter aus der jüdischen Jugendbewegung“ eine Anregung von Herrn Doktor Schwadron betreffs der Wahl jüdischer Themen bei wissenschaftlichen Übungen und Arbeiten durch Jüdischgesinnte. Diese Anregung findet umsomehr meinen vollen Beifall, als ich selbst mich seit Jahren bemüht habe, — wenn auch in dem engen Wirkungskreise einer Mittelschule, — solche Stoffe zu bearbeiten und auch anderen interessant zu machen. Meine Mühe war auch schließlich von dem Erfolge begleitet, daß auch meine deutschen Mitschüler und Lehrer solche vorerst als etwas „exaltiert“ betrachtete Themen sehr anziehend fanden. — Ich möchte nun anregen, daß Sie in Ihrer Zeitschrift eine

Rubrik „Jüdische Themen" veröffentlichen, in denen jeder solche selbst bearbeiteten Stoffe nennt und zwar mit den benützten Quellen. Dadurch wäre die Weiterführung, Vertiefung und Auswahl solcher Stoffe aus allen Wissensgebieten ungemein erleichtert und würde dies gewißlich auch zu ernster, wissenschaftlicher Arbeit führen, wenn jeder, dem unbekannte Quellen zu solchen Themen bekannt sind, sie nennt oder gar zur Verfügung stellte! — Vielleicht könnten Sie dann hie und da besonders gut gelungene Themen auch in einer Beilage veröffentlichen. Ich selbst will also den Anfang machen und nenne einige selbstbearbeitete Stoffe, die Beifall fanden.

* *
*

Für Deutsch: „Einfluß des jüdischen nachtalmudischen Schrifttums auf die deutsche Literatur des Mittelalters". (Quellen: „Geschichte der deutschen Literatur" von Vogt u. Koch, Engel etc. „Geschichte der jüdischen Literatur" von G. Karpeles, Braun etc. „Geschichte der Juden" von Graetz etc. Spezielle Urkunden: „Legenden aus Talmud und Midrasch" von Giuseppe Levi. „Die Sagen der Juden" von M. J. Goriou. Zum Vergleich mit „Lalmann Morolf", herausgegeben von H. Vogt, Halle. „Allgemeine Geschichte der Philosophie" von Deussen: „Philosophie des Mittelalters", II, (2 u. 3) und weitere Schriften Avicolorous (Ibn Gabirols), übersetzt von Mink. — „Luthers Schriften über das Judentum seiner Zeit". (Quellen: „Luthers gesammelte Schriften", herausgegeben von G. Buchwald. „Geschichte der Juden" von Graetz. „Das Judentum in der deutschen Vergangenheit" von G. Liebe.

Für Latein: „Ethymologie der semitischen Eigennamen in Sallusts Jugurthinischem Krieg". (Mit Hilfe einiger hebräischer Kenntnisse und „Gesenius, Wörterbuch der hebräischen Sprache" ohne Schwierigkeit zu bewerkstelligen. Erwünscht allerdings Kenntnis der lautlichen Transskription aus dem Neupunischen.) A. Faulmann, „Geschichte der Schrift". Brockmann, „Semitische Sprachwissenschaft". — „Die Juden in Rom". (Quellen: Mommsen, „Römische Geschichte" (V). Graetz, Geschichte der Juden". Vogelstein und Rieger, „Geschichte der Juden in Rom".

Für Literatur: A) Deutsche: „Heinrich Heine, ein deutscher Jude". Benützt: Heines Werke (jede vollständige Ausgabe). Stilgebauer, „Harry". „H. Heines Briefe". H. Daffis. — B) Französische: „Ernst Renan, der Mann und sein Werk". Pivier, „Histoire de la litterature française". Benützt: „Histoire du peuple d'Israël". „L'Origine du Christienissme". „Lavie de Jésus".

Für Geschichte: „Die Bibel, ihre Entstehung und ihr Einfluß auf die Kultur der Menschheit". Einzelschriften: Martin Luther, „Vorrede zur heiligen Schrift". Eucken, „Geistesgeschichtliche Bedeutung der Bibel". Benützt: M. Löhr, „Einführung in das Alte Testament" und die zahlreichen übrigen guten und billigen Bändchen der Sammlungen „Wissenschaft und Bildung", Göschen, „Aus Natur und Geisteswelt" über diesen Stoff.

Wien. Julius Fuchs.

Einsamkeit. In den Alpenländern, wo Juden nur in geringer Zahl ansäßig sind, tritt ein seltsamer Typus des nationalen Juden auf: Der Zionist auf eigene Faust. Meist sind es junge Himmelstürmer, die entweder aus sich selbst heraus national denken lernen, oder durch den Antisemitismus zu bewußten Juden werden. In manchen Fällen gibt auch die Auflehnung der Jugend gegen das Alte, Unbrauchbare, also gegen den Liberalismus der Älteren, zu aufrechterem Judentum der Jüngeren Anlaß. Die Lage dieser Zionisten ist nun sehr schwierig.

Eine Ortsgruppe zu gründen ist meistenteils unmöglich. Der Rassenhaß würde einen Zusammenschluß der verhaßten Fremdlinge bekämpfen, wenn nicht ganz verhindern, denn die Provinzpresse schreit förmlich nach Pogromen und diese hat eine ungeheuere Macht über die ungebildeten Volksmassen. Auch die Indolenz der alten Assimilations- oder Alljuden (meist vom Typus des Mauschel) würde dort, wo die Umstände eine Gruppe gestatten könnten, dieselbe vereiteln. Man darf dabei nicht an Linz oder Graz denken. Dort sind wir so zahlreich, daß wir gegen die Mißgunst der Verhältnisse anzukämpfen vermögen. Solche Fälle sind aber leider äußerst selten.

Besonders stark tritt das Übel an den Provinz-Mittelschulen auf. Die jugendlichen Alldeutschen, die stärker sind als man glaubt, machen sich das

größte Vergnügen daraus, ihren jüdischen Mitschülern das Leben schwer zu machen. Wenn der Jude einen Freund sucht, und, was selten genug ist, unter den Christen einen findet, so wird dieser von allen Stammesgenossen als Renegat verschrien. Ist daher einer von uns Zionisten ganz vereinzelt an einer Anstalt und ist dieser eine Natur, die Umgang haben muß, so erleidet er die schwersten inneren und äußeren Kämpfe. Aber auch, wenn zwei von uns die Schule besuchen, so ist die Sache nicht viel besser. Entweder es werden beide glühende Hasser alles Nicht-Jüdischen oder seelisch verkümmerte Gestalten, elender als die Ghettojuden vergangener Zeiten.

Wie notwendig sind überall gut organisierte und ernsthaft an sich und ihrer Umwelt arbeitende Jugendgruppen!

Man hat ja das Bedürfnis, zu den Tagesfragen vom jüdischen Standpunkt aus Stellung zu nehmen. Man will ja so gerne Hebräisch lernen, aber einer allein bringt schwerlich die nötige Energie auf, die Sprache auch nur halbwegs zu erlernen. Gemeinsame Kurse dagegen haben einen schnelleren und besseren Erfolg. Und das jüdische Selbstbewußtsein wird vor allem durch gemeinsames Vertiefen in die jüdische Geschichte und Literatur gehoben. Diese wenigen Beispiele mögen genügen.

Abhilfe ist dringend nötig. Heute noch, denn wer weiß ob es morgen nicht schon zu spät ist. Morgen, wo viele junge Juden, die in der Provinz aufgewachsen sind, dem Judentum schon ganz entfremdet sein können, denn auch auf dem Lande hat die Frömmigkeit und das Zusammengehörigkeitsgefühl der „Killeh“ fast ganz aufgehört.

Wer nun ein Mittel weiß, uns zu helfen, möge es an dieser Stelle mitteilen.

Waidhofen a. Ybbs. Richard Baumgarten.

AUS DER BEWEGUNG.

DER ZIONISTISCHE PARTEITAG.

Man wäre fast versucht, ihn mit Stillschweigen zu übergehen. Insbesondere was die Jugend anlangt, so hat diese kaum eine Veranlassung, sich mit ihm zu befassen. Man kann sich kaum etwas Greisenhafteres vorstellen als diese Tagung. Leer an Gedanken, leer an Geist, völlig leer an jeglichem Aufschwunge sickerten die Debatten trübselig hin und erhitzten sich nur bis zu Zänkereien. Von Palästina wurde nicht gesprochen, und schon das war symptomatisch. Von der Jugend wurde gleichfalls nicht gesprochen — und das war ein noch deutlicheres Zeichen der Verkalkung. Was verblieb also? Die Frage der organisatorischen Neuregelung, der Vereinigung der rein zionistischen mit den landespolitischen Organisationen, eine Frage, die, gut vorbereitet, eine kaum halbstündige Debatte gebraucht hätte, hier aber den ganzen Tag in Anspruch nahm und ohne Lösung verabschiedet werden musste. Ist es nicht unsagbar beschämend, daß in einer Zeit, wo überall die jüdische Bewegung gewaltig emporgewachsen ist, wo äußere Erfolge einander ablösen, in London, in Paris, und selbt in Wien – daß in solcher Zeit die zionistische Organisation in Wien den geistigen Bankrott ansagen muß? Man macht, und erfolgreich, Tagespolitik — aber heißt das nicht Orden ergattern für Menschen, die im Sterben liegen! Das Anschwellen der Wählerziffern stimmte hoffnungsfroh — was aber sollen wir daran bejubeln, wenn wir erkennen, daß der Grundstock sich nur verbreitete, nicht vertiefte? Was soll uns neue Hoffnung wecken, wenn wir begreifen, daß derMenschenzuwachs keine geistige Bereicherung bedeutet, sondern

nur eine Beschwerung mit Ungeist, mit Massentrieben, Volksinstinkten, oft schon Klasseninteressen, Eigensucht, Versammlungsherrschaft? Wie sollen wir zuversichtlich bleiben, wenn wir erkennen, daß wir dieses Zuzuges nicht froh zu sein Berechtigung haben, ja daß wir uns zur Wehr zu setzen haben gegen die „drohende Invasion des Spießbürgertums", wie das herzerfrischende Losungswort von Dr. Tisch lautete?

Wie war es möglich, daß wir so weit herniedersanken? Wem ist die Schuld zu geben, daß wir heute mehr als je zionistische Luftexistenzen sind, daß unser Zionismus von heute auf morgen, von der Hand in den ach so geschäftigen Mund lebt, und daß er nur Gegenwart und keine Zukunft hat? Die Jugend war schuld, sie allein, und alle diejenigen, die sich ihrer annahmen, um sie zu führen. Daß der Zionismus längst über den Rahmen engerer Gruppen hinauswuchs und eine Volks- und Massenbewegung wurde, ist ein natürlicher und von uns allen erstrebter Prozeß. Aber im gleichen Maße seines Fortschreitens wächst die Aufgabe und Verantwortung der Jugend. Sie allein vermag dem Bürgertum, auf dessen Schultern die Bewegung abgewälzt wird, ein Gegengewicht zu bieten. Sie allein vermag das Überhandnehmen kleinbürgerlicher Psychologie und Interessen in Grenzen zu halten. Sie allein vermag die der Bewegung innewohnende Idee so zu bewahren, daß sie nicht zur Schminkfarbe wird. Die Bürger-, die Massenbewegung ist unentbehrlich — aber geht ihr keine geistig orientierte Jugendbewegung zur Seite, so zerrüttet sie ebenso die Partei wie ein Überwuchern der Geistigkeit, die, lediglich von extremer Jugendlichkeit, die Bürgerschaft vor den Kopf stößt. Nur ein sinnvolles Nebeneinanderarbeiten kann der Partei jene Harmonie wahren, in welcher ihre einzige Stärke liegt.

Die Jugend hat es vorgezogen, sich der Partei abzuwenden. Sie hat die heilige Aufgabe, die ihr obliegt, gering geachtet. Sie verschwendet ihren Reichtum in esoterischen Zirkeln, treibt Innenarchitektur der Seele, füttert sich mit nebelhaft aufgeputzten Tiraden — bis der Ekel eintritt und die Nachkommenden in ein anderes Lager treibt. Viele sind beim Sozialismus gelandet, und selbst diejenigen, die sich ihren Zionismus dabei wahren wollten, schieden sich doch von der Partei und suchten fern von ihr ein eigenes Leben.

Die Jugend hat es vorgezogen, die Partei als kleinbürgerlich zu verrufen und, statt diesen kleinbürgerlichen Ungeist zu erwürgen, sie ihrem Schicksal zu überlassen So ist, statt einer Invasion der Jugend, eine Invasion des Spießbürgertums erfolgt.

Wie, ist das die Jugend, die sich nicht genug tun kann in Worten von der Revolutionierung der Gesellschaft? Wie, ihr wollt Europa umwälzen, das Abendland überwinden, etwas unerhört Neues, Herrliches, Geistiges in Asien schaffen — und ihr vermöget nicht einmal die zionistische Partei Deutschösterreichs vor der Versumpfung zu retten? Was hat es denn für eine Bewandtnis mit der „Tat", die ihr tun sollt — schwebt die ganz in erdenfernen Sphären? Ihr seid zu schwach, sie hier zu tun — und wollt mit ihr Welten schaffen? Geht mir doch mit Eurer Verkündung — erst hat sich hier, in unserer Mitte, in der nationalen Organisationsform von heute die Kraft und der Mut zu erweisen; wer aber hier versagt und beteuert: drüben, ja drüben! — der hüte sich, daß man ihn nicht einen Schwächling schilt, der aus Unfähigkeit und Unfruchtbarkeit sich in ein besseres Jenseits flüchtet.

Ist es schon zu spät? Besinnt Euch, Jugend, und erkennet Eure Aufgabe. Stehet auf, erheben wir uns endlich, endlich zum Aufstand der

J u g e n d — nicht außerhalb, nicht jenseits, nicht irgendwo — zum Aufstand i n der Partei. Meiden wir doch die kindische Geste, Parteiführern vorzuwerfen, sie trügen die Schuld, weil sie versäumten, Jugend heranzuziehen, Schulen zu gründen, Kulturpolitik zu treiben. Sind die Parteiführer die Professoren, die uns am Gängelband führen? Haben wir auf sie zu warten? Sind sie der Zionismus oder sind nicht mit mindestens der gleichen Berechtigung wir selbst der Zionismus? Jeder Vorwurf, den wir erheben, fällt auf uns selbst zurück. Wir selbst und niemand anderer trägt die Schuld. W i r haben versäumt, w i r haben gefehlt — und wenn die zionistische Landespartei heute nur noch Archäologen zu interessieren vermag, so ist das unser Werk, unser Werk ganz allein! —

Und die Jugend — wo war sie zu sehen am Parteitag? Die Akademiker-Gruppe alliierte sich mit einer Bürgerorganisation und verzichtete von vornherein auf die Aufstellung eigener Forderungen. Sie begnügte sich damit, ein Mandat im Landeskomitee zugesichert zu erhalten und versuchte im übrigen, diejenigen Führer von ureinst wieder aus der Versenkung zu ziehen, die ihr aus organisatorischen Gründen nahestanden. — Listen tauchten auf von alten und ältesten Herren, die es nicht nur dem Namen nach sind. Jugend versuchte so, die Vergreisung der Partei zu beschleunigen. Wie wenig hat sie doch ihre Aufgabe begriffen! Wie wenig jung ist diese Jugend, die es sogar für richtig hielt den Ansprüchen der Frauen auf ein bescheidenes zweites Mandat entgegenzutreten.

Die zweite Gruppe der Jugend inzwischen schlich auf Fußspitzen an den Kulissen entlang. Bis auf eine kurze Erklärung bei der Neuwahl vermochte ihr Führer, Dr. Rudolf Glanz, nicht seine Existenz bemerkbar zu machen. Stand niemand hinter ihm? Der „Zentralverband", auf den er sich stützt, zählt vierundvierzig angeschlossene Gruppen. Aber sie stehen auf dem Papier. Zu einer erweiterten und dringlich vorbereiteten Besprechung der Delegierten dieser Gruppen über unsere Stellung nach dem Parteitag, über die unten berichtet wird, kamen im Laufe von zwei Stunden mit Mühe und Not zwei Dutzend zusammen, so daß man jubelnd protokollieren konnte: zwanzig Gruppen waren vertreten! Es war ein jammervoller Eindruck . . .

Das ist unsere Jugend. Heinrich M a r g u l i e s.

*

Der erste jüdische Jugendfürsorge- und Erziehungstag. Endlich! Die jüdische Aktivität beginnt langsam aber stetig wieder aufzuflackern. Es gärt überall: ebenso bei der zionistischen Partei wie bei den Konfessionsjuden aller Schattierungen. Diesmal scheint auf allen Seiten ehrlicher Arbeitswille vorhanden zu sein, man hat die Phrasen und Redensarten satt bekommen und die Schreier und Schreiber werden ernsten, zielbewußten Arbeitern weichen müssen.

Für die jüdische Jugend ist hiebei das Erfreulichste, daß fast alle Gruppen der Judenschaft endlich die Notwendigkeit eines jüdischen Schul- und Erziehungswesens eingesehen haben. Allerdings ist man noch immer nicht über Resolutionen und Programme hinweggekommen. Aber wenn nur einmal die Beschlüsse da sind, wird die Jugend schon dafür sorgen, daß sie nicht in Vergessenheit geraten. —

Der erste jüdische Jugendfürsorge- und Erziehungstag, der am 23. und 24. März stattfand, war das erste erfreuliche Zeichen, daß Kreise, denen man schwerlich irgend welches t ä t i g e Interesse für ein jüdisches Jugendfürsorge- und Erziehungswesen zugemutet hätte, sich dennoch mit anscheinend ernstem Willen zur Arbeit zusammenfinden. Allmählich regt sich auch bei ihnen die Erkenntnis, daß es in einigen Generationen keine „erbgesessenen" Wiener

Juden mehr geben wird, wenn nicht der drohenden bewußten Assimilation und unbewußten Assimilierung der Jugend durch einschneidende, radikale Maßnahmen Einhalt geboten wird. Die Tagung wurde von Gemeinderat Doktor Rudolf Schwarz-Hiller in ruhiger und sachlicher Weise geführt. Es kam nicht einmal mehr zu den gewohnten Streitereien zwischen den Nationalen und Nichtnationalen. Hüben und drüben wurde jede Schärfe vermieden, was immerhin schon eine wesentliche Besserung unseres sogenannten „jüdisch-öffentlichen" Lebens ist. Zunächst hielt Prof. Dr. Julius Zappert ein sehr instruktives Referat über Säuglingsfürsorge, das das schreckliche Elend der Kleinen mit ergreifender Deutlichkeit vor Augen führte. Jüdische Frauen und Mädchen hätten da eines der wichtigsten Betätigungsgebiete für positive jüdische Arbeit vor sich. Es wird ein Zeichen wahrhafter Liebe zum Volke sein, wenn recht viele unserer Kameradinnen auf Flirt und Tanzkränzchen verzichten, aber sich dafür armer, kranker Judenkinder annehmen werden. Auch das Referat des Dr. Schwarz-Hiller („Uneheliche und verlassene Kinder") wies nach, wieviel Elend es unter der jüdischen Jugend gibt, dem jedoch durch tätige und materielle Opferwilligkeit leicht abzuhelfen wäre. Direktor Max Fischer berichtete über Fürsorge im Vorschulalter. Sein Referat war ganz im Geist der „Pädagogen" ältester und konservativster Sorte gehalten. Seine Art über Jugend und Jugendnotwendigkeiten zu sprechen bewies deutlich, wie notwendig und berechtigt der Aufstand der Jugend gegen diese Art von „Seelenschmieden" (wie sie Wyneken trefflich nennt) ist. Vorzüglich war der Vortrag des Rabbiners Dr. David Feuchtwang über den Religionsunterricht als Erziehungsmittel der jüdischen Jugend. Es ist sehr zu begrüßen, daß er als Inspektor für den Religionsunterricht an Mittelschulen konstatierte, daß die Formen des gegenwärtigen Religionsunterrichtes unzulänglich und unerträglich für die jüdische Jugend sind. Und er kam unter dem lebhaften Beifall der anwesenden Jugend zu dem Schlusse, daß die Forderung nach Erweckung lebendigen Judentums in der jüdischen Jugend lediglich durch die jüdische Volks- und Mittelschule verwirklicht werden könne. Er trat mit großer Wärme hiefür ein und es kann erfreulicherweise festgestellt werden, daß die Jugend mit seinen Ansichten über jüdische Erziehung so ziemlich in allen Punkten übereinstimmte. Das Wesentlichste und für uns wichtigste Ereignis dieser Tagung war das Referat Dr. Bernfelds. Einfach und klar zeichnete er den Siedlungsplan einer jüdischen Schulgemeinde am Lande. Alles, was die Jugend braucht: Kinderheime, Volks-, Mittel-, Handwerker- und Landarbeiterschulen, Erholungshäuser für kranke Kinder usw. ist in ihr vorgesehen und die Erfüllung dieses herrlichen Planes wird durchaus nicht einer mehr oder minder nahen Zukunft überlassen bleiben, wenn die kompetenten Arbeits- und Geldsackfaktoren ein wenig Einsicht für unser körperliches und seelisches Elend und für unsere innige Sehnsucht nach einer jüdischen Jugendgemeinschaft haben werden. Die Jugend kann hoffen, daß Bernfeld in der Lage sein wird, seinen Plan zu verwirklichen. Denn das gesamte Auditorium (obwohl es zum Großteil grau- und weißhaarig war) stimmte mit Bernfeld restlos überein und der einhellige Wunsch der Versammlung nach Verwirklichung machte sich bemerkbar. Aus den zahlreichen Diskussionsrednern seien die Ausführungen des Prof. Dr. Zappert erwähnt, der gegen ein jüdisches Jugendfürsorgewesen und gegen eine jüdische Schule eintrat. („Wir lassen am Grundsatz der interkonfessionellen Schule nicht rütteln—"). Ihm antwortete Frau Dr. Bloch und erzählte von jüdischem Kinderelend bei christlichen Kostfrauen. Auf die herrliche Lobhymne auf die interkonfessionelle Schule gab ich Herrn Prof. Zappert die Antwort eines Jugendlichen, der dreizehn Jahre die Wonnen der interkonfessionellen Schulen verspürt hatte. Die jüdische Jugend kennt nur eine Sehnsucht: zurück zum Judentum, und diese Sehnsucht kann nur im jüdischen Schulwerk restlos verwirklicht werden. Ich ersuchte dringend die Anwesenden „kompetenten Faktoren" den Siedlungsplan Bernfelds raschest zu verwirklichen, bevor es zu spät sei. Für die Forderungen der Jugend traten auch Grete Obernik, Dr. Heinrich Glanz und insbesonders Dr. Wilhelm Stein in überaus sachlicher Weise ein.

Die Tagung machte relativ betrachtet, einen ziemlich guten Eindruck, obwohl sie hauptsächlich von Konfessions-Juden beschickt war. Man kann also wieder hoffen.]

Robert Weiß.

Jüdisches Jugendheim, Wien, II., Obere Donaustraße 91.

An alle Freunde der jüdischen Jugend!

Nur wenige Institutionen sind es, die der heranwachsenden Jugend zur Stätte werden können, wo sich ihr kameradschaftliches Zusammenleben entwickelt. Eine solche Institution ist unser jüdisches Jugendheim, das allen jugendlichen Personen offen steht, für ihre geistigen und körperlichen Bedürfnisse sorgt und unsere Jugend mit den Schöpfungen des jüdischen Geistes vertraut werden läßt. Eine Reihe von Einrichtungen sind im Jugendheim entstanden, Kurse, Lesesaal, Bibliothek, endlich ein Berufsamt, das den Jugendlichen zu beraten und ihm zu helfen hat.

Alles das erfordert viele Mittel, wenn nicht alles großzügig Begonnene im ersten Werden noch zugrunde gehen soll. Das jüdische Jugendheim hat keine wie immer beschaffene wirtschaftliche Einnahmsquelle; lediglich auf die Förderung der Freunde jüdischer Jugend angewiesen, sind wir mit unseren ersten Mitteln längst zu Ende und stehen vor der Gefahr völliger Einstellung unserer Institutionen, wenn uns nicht rasch und ausgiebig Mittel zufließen.

Um jedem Juden, auch dem Minderbemittelten, Möglichkeit zu geben, an unserem Werk mitzuhelfen, schaffen wir den „Förderer-verband der Institutionen des jüdischen Jugendheimes". Gegen einen Mindestbeitrag von K 10·— jährlich kann jeder Förderer werden. Gründer zahlen K 100·— jährlich, Stifter einen einmaligen Betrag von K 1000·—.

Tue jeder schleunigst das Seine, um der jüdischen Jugend ihr Heim zu sichern.

Für das „Jüdische Jugendheim":

Dr. Siegfried Bernfeld — **Dr. Alois Rothenberg**
Dr. Siegmund Freud, Univ.-Prof. — **Anitta Müller**
Jakob Nowak — **Erna Patak**
Dr. Bruno v. Pollack-Parnau — **Dr. Rudolf v. Schwarz-Hiller**
Staatsbahnrat Robert Stricker, Mitglied der Nationalversammlung.

Unsere Förderer.

I.

a) **Stifter**: Jakob und Leontine Nestel, eingeschrieben von ihren Freunden am Hochzeitstag, 6. April 1919.

Gesammelt von Frl. Nestel und Herrn Dr. Rothenberg: Brautpaar K 240·—, Jakob Felsen K 200·—, Gustav Goldmann K 100·—, Jakob Goldmann K 100·—, Hartenstein K 50·—, Dr. R: (unleserlich) K 40·—, Kammermann K 30·—, H. Nestel K 20·—, H. B. Bloch K 20·—, S. Dunkelbraun K 20·—, M. Großmann K 20·—, B. Hornstitz K 20·—, Katz K 20·—, Nestel K 20·—, B. Nestel K 20·—, Lipe Schutzmann K 20·—, Dr. (unleserlich) K 20·—, S. Spitzmann K 20·—, Gottlieb K 10·—. Zusammen K 1000·—.

b) **Gründer**: Bernhard Goldstein K 200·—, Ch. Weiß (durch Doktor Rothenberg) K 100·—.

Einzahlungen sind zu richten an das „Jüdische Jugendheim", Wien, II., Obere Donaustraße 91.